

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Amélie Breton

Die Liebenden von Cabourg

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Gustave Ricard stand auf dem Rücken der Erhebung und lauschte dem Rauschen der See. Wind kam in warmen Böen über das Wasser und trieb feinen Sand in Schwaden vor sich her, die Dünen empor. Der derbe Stoff seiner Jacke blähte sich auf, flatterte im Luftstrom des Meeres.

Er fuhr sich durchs Haar.

Hier, genau an dieser Stelle, hatten sie sich gestern Nacht ein letztes Mal geküsst. Nun war sie fort. Und dennoch spürte er ihre Gegenwart; er konnte sie sehen, als stünde sie noch vor ihm, wäre ihm wieder nah. Es schien ihm eine Ewigkeit gewesen zu sein, in der sie mit verschlungenen Händen hier gestanden, sich nicht geregt, nur angesehen hatten, weit entfernt vom gesellschaftlichen Treiben im Strandbad; hier mussten sie ihre Liebe nicht verstecken. Nur Jean wusste von ihrem Treffen. Er verehrte seinen Herrn und würde sich eher die Zunge abbeißen, als etwas zu verraten.

Der Mond goss sein milchiges Licht über den Atlantik, zeichnete die Konturen der Wälder am Rande der Dünen mit Silber nach. Die Wärme des Maitages hatte sich mit Einbruch der Nacht in die Städte nach Caen und Cabourg zurückgezogen. Bald schon würde der anbrechende Tag mit seiner kühlen Morgenfeuchte die Gräser mit glänzenden Perlen bestäuben.

»Ich muss gehen«, hatte sie plötzlich in die Stille hineingesagt.

»Ich weiß, es ist Zeit.« Gustaves Stimme war leise.

Das Glück der viel zu schnell vergangenen Wochen war vorüber, und der Schmerz des unvermeidlichen Abschieds kam ihm mit einem Mal vor wie eine Folter, die Gott sich als Strafe für ihre verbotene Liebe ausgedacht hatte.

Konnte Er so grausam sein? Sah denn nicht einmal Er in seiner schöpferischen Größe, dass diese beiden Herzen nicht auseinandergerissen werden durften?

Verstohlene Blicke, ein Wort, noch eines, irgendwann eine erste zufällige Berührung. Und dann der Kuss, der Gustaves Leben erschüttert hatte, der alles, was vorher gewesen war, klein erscheinen ließ.

So trafen sie sich heimlich. Verborgен vor der Welt mit ihren Regeln und vor deren allgegenwärtigen Wächtern: Die Gesellschafterin, die Josephine stets im Auftrag ihres Mannes begleitete, das Hotelpersonal, Gustaves eigene Familie, ja selbst die Spaziergänger in den abendlichen Dünen. Sie alle schienen mit ihren Augen zu wachen, waren gnadenlose Hüter von Moral und Anstand.

Sie hatten Orte entdeckt, wo diese Augen niemals hingelangt waren. Hatten sich vor der Welt versteckt, um ihre eigene zu erschaffen, in der sie frei gewesen waren, so frei wie die Natur, die dieses Geheimnis niemals preisgeben würde.

Noch einmal umarmten sie sich, küssten sich innig unter stillen Tränen, bis sie sich von ihm löste und ihm ein kleines Buch hinhielt.

Verwundert nahm er es entgegen, strich über den ledernen Einband. Es war kaum breiter als seine Hand und mit einem metallenen Schloss auf der Vorderseite versehen.

»Was ist das?«

»Ich möchte dir dieses Buch anvertrauen, Gustave. Den Schlüssel habe ich ins Meer geworfen«, flüsterte sie. »Seine Seiten bergen ein Geheimnis, und wenn ich es dir überlasse, dann nur gegen den Schwur, es niemals zu öffnen, es sei denn, mir stieße etwas zu.«

»Was hat das zu bedeuten? Bist du in Gefahr?«

»Schwörst du es?«, entgegnete sie ernst.

»Das kann ich nicht!« Er nahm wieder ihre Hand, drückte sie fester als gewollt. »Nein, das werde ich nicht tun. Nicht, bevor du mir erzählst, was darin steht.«

Aber sie schüttelte nur den Kopf, und als sie wieder sprach, tat sie es mit einer Festigkeit, die keinen Widerspruch zuließ. »Ich kann nicht. Vertraue mir. Tue es für mich und für unsere Liebe.«

Gustave zögerte, sein Atem ging schnell. Schließlich nickte er. »Gut, wenn es dein Wunsch ist, dann schwöre ich es.«

»Auf dein Leben?«

»Auf mein Leben.«

Mit diesen Worten reichte sie ihm das Buch, gab ihm einen letzten Kuss, wandte sich um und eilte durch den tiefen Sand die Rückseite der Dünung hinab, wo Jean mit dem Pferdewagen auf sie wartete.

»Ich liebe dich«, flüsterte Gustave.

Doch sie war schon fort.

Mittlerweile sandte die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont, wo am Ende alles Sichtbaren Meer und Himmel verschmolzen. In einiger Entfernung leuchteten die Segel der auslaufenden Fischerboote.

Plötzlich fasste er einen Entschluss. Vielleicht war es noch nicht zu spät.

Die Kutsche, die Josephine von Cabourg zum Bahnhof nach Caen bringen sollte, würde bald vom Hotel aus ihre Fahrt aufnehmen, und bis dorthin waren es nur wenige Kilometer. Er würde sie anflehen, ihn von seinem Schwur zu entbinden. Er brauchte dafür nur einen Augenblick unter vier Augen. Er wollte, nein konnte sie nicht gehen lassen, ohne zu wissen, welche Bedrohung über ihr schwebte.

Kurze Zeit später preschte er auf dem Rücken seines Pferdes den ausgetrockneten Küstenweg entlang, als sei ihm der Leibhaftige auf den Fersen. Er erreichte die Hauptstraße, bog dann auf einen Seitenweg, der in südlicher Richtung verlief und Cabourg in einem Bogen umspannte.

Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, bis er endlich die Straße erreichte, die den Ort mittig durchschnitt und direkt auf das Hotel zuführte. Das Fell seines Pferdes glänzte, und doch trieb er das Tier weiter an.

Da erblickte er den Zweispänner, der sich bereits auf den Weg gemacht hatte. Als er den Wagen passierte, sah er Josephines Gesicht, vom Hut ihrer Gesellschafterin fast vollständig verdeckt. Er reckte sich vor, versuchte, ihren Blick auf sich zu ziehen.

Ihr Kopf bewegte sich fast unmerklich. Hatte sie ihn gesehen?

Wie gerne hätte er sich bemerkbar gemacht, dem Kutscher bedeutet, sein Gefährt zum Stehen zu bringen, um seine Geliebte in die Arme zu nehmen, ihr fest in die Augen zu sehen und zu rufen: »Sag es mir, Josephine! Sag mir, in welcher Gefahr du dich befindest, ich lasse dich nicht alleine!«

Doch es war unmöglich. Die Gesellschafterin würde zu Hause in Berlin davon berichten, und das konnte er nicht riskieren.

Er tastete nach dem Buch in seiner Tasche und umklammerte es fest.

Er war zu spät gekommen.

1. Teil

Verschwiegene Liebe

Über Wipfel und Saaten
In den Glanz hinein –
Wer mag sie erraten,
Wer holte sie ein?
Gedanken sich wiegen,
Die Nacht ist verschwiegen,
Gedanken sind frei.

Errät' es nur eine,
Wer an sie gedacht,
Beim Rauschen der Haine,
Wenn niemand mehr wacht
Als die Wolken, die fliegen –
Mein Lieb ist verschwiegen
Und schön wie die Nacht.

Joseph Freiherr von Eichendorff

1

New York

13. Mai 1993

Liebe Adèle,
lieber Robert,

seid mir nicht böse, dass ich wieder einmal nicht auf euch hören wollte; ihr kennt ja eure Mutter. Manchmal sogar besser als sie sich selbst. Ich gehe aber davon aus, dass meine Bitte um Nachsicht keine Früchte tragen wird.

O ja, ich kann Dich sehen, Robert, wie Du meinen Brief auf den Küchentisch wirfst und rufst: »Diese Frau ist ein unverbesserlicher Dickschädel!«, dann wirst Du die Arme verschränken und mit zusammengekniffenen Augenbrauen und gerunzelter Stirn aus dem Fenster meines Apartments starren. Du hast so viel von Deinem Vater, wenn Du verärgert bist. Und Adèle, Du wirst kopfschüttelnd daneben stehen, Deinem Bruder beschwichtigend den Arm auf die Schulter legen und auf Deinen Lippen herumkauen, so wie ich es täte.

Verzeiht mir! Der Wunsch, diese Reise anzutreten, war so übermächtig, ich musste es tun, ich konnte nicht anders. Ich verlange nicht einmal, dass ihr es versteht, aber glaubt mir, wenn

ich euch sage, dass ein Teil meines Herzens, ja meiner Seele, Cabourg nie verlassen hat? In meinem Alter weiß man nie, wie viel Zeit einem noch bleibt, und nach dem Tod Eures Vaters wusste ich, dass ich noch einmal an diesen Ort zurückkehren muss. Ich möchte ein altes Versprechen einlösen, weil mich ansonsten das Gefühl niemals verlassen würde, etwas in meinem Leben nicht zum Abschluss gebracht zu haben. Und noch etwas: Ich habe eine junge Krankenschwester mitgenommen, die mir nötigenfalls beistehen kann. Sie heißt Claire, hat hervorragende Zeugnisse und macht einen sehr guten Eindruck.

Also sorgt euch nicht, und passt bitte auf euch auf!

*In Liebe,
Mama*



Es war dieser Wind. Und es war all das, was er mit sich brachte. Die Vergangenheit lag noch so weit entfernt wie das Ziel dieser langen Reise, und doch meinte Emma schon jetzt, einen Duft von Apfelblüten wahrzunehmen, der sich mit der salzigen Meerluft zu einer wunderbaren Erinnerung vermengte. Leicht nur, ganz leicht, nicht mehr als der Schatten tanzender Blätter in einem heißen, normannischen Sommer, und doch war sie da. Sie konnte es spüren, riechen, genauso, wie sie das dumpfe Grollen der Wellen hörte, die an die Kreidefelsen schlugen, das weit entfernte Schreien des Seeadlers hoch oben im stahlblauen, licht bewölkten Himmel. Paul saß nur einen Fingerbreit neben ihr auf der Decke, umgeben von wogenden Dünengräsern, lächelte sie an, so wie nur er es konnte, mit diesem ver-

schmitzten Ausdruck, der unvergleichlichen Wärme im Grün seiner Augen.

Eine Böe trug die Gischt des aufgewühlten Meeres bis hoch hinauf an Deck und holte Emma zurück in die Wirklichkeit. Unwillkürlich umklammerte sie die Reling, blickte dabei auf ihre Hand. Sie war faltig und dünn, die Haut wie Pergament, älter noch als der Traum, zu dessen Ursprung sie unterwegs war.

Ein letztes Mal.

Emma blickte hinaus aufs Meer, versuchte, sich wieder zu den goldgelben Sandständen von Cabourg zu träumen, dem türkisgrünen Wasser, den Dünen der *Côte Fleurie*, die die Seebäder umsäumten. Doch es gelang ihr nicht; das Bild war nur noch ein Schemen, verschwommen und fern.

»Missis Pfeiffer, um Himmels willen, was machen Sie denn so früh hier oben an Deck, und dann noch bei diesem furchtbaren Wetter?«

Emma wandte sich um. Es war Claire. Die junge Frau hatte den Kragen ihrer Filzjacke hochgeschlagen, das schulterlange, blonde Haar wehte im Wind, was ihrem mädchenhaften Gesicht einen verwegenen Ausdruck verlieh.

»Ich habe nur ein wenig geträumt, das ist alles. Aber ich merke, dass ich die alten Bilder nicht mehr richtig greifen kann, egal, wie sehr ich es versuche.«

»Träume sind etwas für Kinder«, entgegnete Claire leise und in einem Tonfall, den Emma vorher nie bei ihr vernommen hatte. Aber vielleicht war ihr auch übel vom Seegang.

Wieder peitschte der Wind die Gischt hinauf – und hinterließ einen dichten Sprühregen.

»Sie haben recht, das Wetter könnte besser sein«, bemerkte Emma. »Gehen wir lieber etwas frühstücken.«

Wenig später saßen sie an ihrem Zweiertisch im riesigen

Speisesaal des Schiffes, der angesichts der frühen Stunde noch beinahe leer war. Einige Bedienstete füllten die letzten Lücken des Buffets mit fein arrangierten Obst-, Wurst- und Käseplatten, Köche feuerten ihre Gasbrenner an, um Fisch, Speck, Spiegeleier und fetttriefende Würstchen mit dicken Bohnen zu braten – etwas, das Emma trotz der vielen Jahre in New York niemals verstanden und noch weniger herunterbekommen hatte. Sie nahm sich in alter Tradition ein Croissant mit Marmelade und stippte das buttrige Gebäck behutsam in ihren *Café noir*. Während sie genüsslich kaute, ruhten ihre Augen auf Claire, die noch in sich gekehrter wirkte als in den letzten fünf Tagen seit der Abreise. Lustlos stocherte sie in einem Teller mit Rührei und Speck herum, als suche sie darin nach einem Grund, nichts essen zu müssen.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

»Doch, doch.« Claire hob den Kopf. »Ich bin nur ein wenig müde.« Ihr Gesicht war blass, und als wolle sie beweisen, dass es nicht am Seegang lag, stach sie mit der Gabel in den Eiberg, um ein paar Bissen zu nehmen.

»Warum glauben Sie, dass Träume nur etwas für Kinder sind?«, fragte Emma unvermittelt.

»Wie bitte?« Claire sah auf und errötete.

»Wir sind nun schon einige Tage gemeinsam unterwegs, und ich will keineswegs neugierig erscheinen. Aber wir werden noch einige Zeit miteinander verbringen, da könnten wir ein wenig mehr voneinander erfahren, meinen Sie nicht? Und ich werde das Gefühl nicht los, dass Sie gewaltigen Kummer haben.«

Claire legte die Gabel beiseite und blickte Emma unsicher an. »Ich weiß nicht«, sagte sie leise. »Interessiert Sie das denn wirklich? Ich meine, Sie sind eine wohlhabende Lady und ich nur eine Krankenschwester ...«

Emma nippte an ihrem Kaffee, dachte nach, dann stellte sie die Tasse ab. »Wollen Sie mir zwei Fragen beantworten?«

Claire nickte zögernd.

»Verraten Sie mir seinen Namen?«

Jetzt stand Claire der Mund offen.

»Er hat doch einen Namen, oder?«

»Ja«, gestand sie ein, »Eric. Eric Whitter.«

»Dann meine zweite Frage: Warum begibt sich ein junges, bildschönes Mädchen wie Sie mit einer alten Frau wie mir auf eine wochenlange Reise nach Europa, wenn ein Eric Whitter auf sie wartet, in den sie offensichtlich verliebt ist?«

Claire senkte den Blick. »Es ist nicht so einfach. Es sind Dinge passiert, die ich nicht erwartet hätte.« Eine Weile taxierte die junge Frau den Teller vor sich, dann sah sie wieder auf. »Er ist ... er hat ...« Sie lächelte bitter. »Er hat seine Gefühle verleugnet, aus Angst vor Konsequenzen.«

»Liebt er Sie denn?«

»Das hatte ich immer gedacht. Solange, bis sein Vater sich eingemischt hat. Ich entspreche nicht seinen Vorstellungen von einer Schwiegertochter.«

»Ist das denn heute noch wichtig, wenn man sich liebt?«

»Wenn der Vater ein millionenschwerer Immobilienhändler ist, der seinem Sohn droht, ihn aus der Geschäftsführung der Firma zu drängen, sollte er eine Frau heiraten, die *nicht angemessen ist*, dann ist es sehr wohl wichtig.«

»Und darum sind Sie gegangen.«

»Ich wollte Eric nicht im Weg stehen.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Manchmal gehen eben andere Dinge im Leben vor, dem muss man sich beugen. Liebe hat da keinen Platz mehr!«

Emma widerstand dem Impuls, Claire tröstend in den Arm

zu nehmen. Stattdessen schüttelte sie mitfühlend den Kopf und sagte: »So wie Sie habe ich auch einmal gedacht.« Emma lächelte. »Ich bin mehr als dreimal so alt wie Sie, und ich habe viele Dinge gesehen, schreckliche wie schöne. Ich habe eine Heimat verlassen, eine andere wurde mir beinahe genommen, aber eines habe ich in den Jahren gelernt, wenn vielleicht auch etwas spät: Die Liebe ist das Wichtigste, und sie steht über allem. Auch wenn einen Welten zu trennen scheinen.« Sie legte eine Hand auf Claires Arm. »Ich mag Sie. Und ich kann Sie sogar sehr gut verstehen, denn ich war früher einmal in einer ähnlichen Situation wie Sie.«

»Wirklich? Hatten Sie auch Kummer wegen eines Mannes?«

»Wegen *eines* Mannes?« Emma lachte. »Es waren gleich zwei. Ich habe damals noch in Berlin gewohnt.«

»In Berlin?«, fragte Claire und sah Emma aufmerksam an.

»Dort hat alles begonnen.«

»Was hat dort begonnen?«

»Die allerschlimmste und zugleich allerschönste Zeit meines Lebens. Und bei aller Ungewissheit, aller Liebe und allem Schmerz waren es nur wenige Wochen, die mein Leben komplett verändern sollten.«

»Erzählen Sie mir davon!«

Claire hatte ihre Bitte mit einer derartigen Dringlichkeit geäußert, dass es Emma für einen Moment irritierte. »Was interessieren eine junge Frau wie Sie schon die Geschichten von damals!«

»Ich liebe alte Geschichten. Und Sie haben es vorhin selbst gesagt: Wir sollten uns auf dieser Reise besser kennenlernen. Wir haben alle Zeit der Welt. Bis das Schiff in Southampton anlegt, sind es noch zweieinhalb Tage ...«

»Also gut«, sagte Emma und lehnte sich zurück. »Aber damit

Sie es verstehen, muss ich ganz von vorne beginnen, da, wo die Sache ihren Anfang nahm.« Sie wandte den Kopf und sah durch die Fenster des Speisesaals auf die wogende See.

»Wann genau war das?«

Clairens Stimme war seltsam fern, nur noch ein Flüstern des Windes. Emmas Blick glitt weiter hinaus, sah nicht mehr das Meer, nur noch den Himmel und die Sonne, welche die Wolken durchbrochen hatte und ihr nun sanft aufs Gesicht schien. Und plötzlich war sie wieder im Berlin der zwanziger Jahre, dieser schillernden, pulsierenden Stadt ...

»Es war kurz vor Ostern, im Jahr 1928. Es war eine schwere Zeit für mich, meine Mutter war unerwartet gestorben, ist einfach so von uns gegangen, ohne ein Wort des Abschieds. Hätte ich damals geahnt, was alles auf mich zukommen würde, was so ein unschuldiger kleiner Brief auslösen konnte, ich hätte ihn vielleicht erst gar nicht geschrieben.«